Naturpark Schweiz

Überall im Land entstehen Naturpärke. Randregionen erhoffen sich davon einen wirtschaftlichen Aufschwung. Dieser gelingt aber nur, wenn die ganze Bevölkerung mitzieht. Wie schwierig das ist, zeigt das Beispiel des Parc Ela in Graubünden.

«Unser Kapital ist die Natur, wir brauchen keine Grossinvestoren», sagt Bruno Salis, Vorstandsmitglied des Trägervereins Parc Ela.

Die schönsten Ausflüge und Anforderungen des bundes

Die Tipps: Die schönsten Ausflüge in National-, Natur- oder Erlebnispärken und alle 20 Kontakte. **»mehr**

Die Infos: Was die verschiedenen Schweizer Pärke an Bedingungen erfüllen müssen. **»mehr**

Die Reportage

Bruno Salis ist ein Hüne von einem Mann mit Gesichtszügen wie aus Fels gehauen. Bivio, das letzte Dorf der Talschaft Surses ist seine Heimat. Das Dorf wirkt wie ausgestorben, man hört nur den Wind und die durchfahrenden Autos. Hier betreibt der Landwirt einen Biobauernhof. In seiner Küche, bei Kaffee und Linzertorte, träumt Bruno Salis von einem Bivio, das nicht mehr so still ist, dass man nur den Wind hört. Er malt sich ein aufblühendes Mittelbünden aus, voller Aufbruchstimmung statt Perspektivlosigkeit, in dem die Menschen wieder Arbeit finden, und wieder Kinder geboren werden. Der Traum kann wahr werden, davon ist der Biobauer überzeugt. «Der Park wird uns eine Zukunft geben», sagt er.

Natur wird nicht mehr nur sich selbst überlassen

Die Idee für den Regionalen Naturpark Ela, der heute die beiden Talschaften Albula und Surses umfasst, entstand vor zehn Jahren. Wie soll sich die Region entwickeln? Diese Frage habe damals im Zentrum gestanden, sagt Salis, der von Anfang an im Projektteam des Parks sass und inzwischen Vorstandsmitglied des Trägervereins ist. Warum nicht aus einer Schwäche – Randregion, wenig Infrastruktur – eine Stärke machen? «Unser Kapital ist die Natur», sagt Salis. «Wir brauchen keine Grossinvestoren von aussen, damit Gäste kommen. Wir müssen das, was wir haben, anpacken und bekannt machen.» Hilfe zur Selbsthilfe – als das sieht Bruno Salis den Park.

Das ist auch der Grundsatz der neuen Pärkepolitik des Bundes. Ende 2007 ergänzte er das Naturund Heimatschutzgesetz um den Abschnitt «Pärke von nationaler Bedeutung». Damit

verabschiedete sich die Schweiz von der Idee, dass in einem Park die Natur grundsätzlich sich selbst überlassen sein soll. Dies gilt heute nur noch für die Kategorie Nationalpark. Für die neuen Kategorien Regionaler Naturpark und Naturerlebnispark aber strebt man bewusst ein Zusammenspiel von Mensch und Natur an (siehe Box). Es geht nicht mehr nur um den Erhalt von Mooren oder Auen, sondern um neue Impulse für die Täler und auch um die wirtschaftliche Nutzung der Natur, etwa durch naturnahen Tourismus.

Inzwischen gibt es 19 Pärke in der Schweiz (siehe Karte). Fünf davon sind bereits in Betrieb und führen das vom Bund verliehene Parklabel. Sie werden finanziell unterstützt. 14 weitere Parks befinden sich noch im Aufbau oder stehen kurz vor der offiziellen Anerkennung, so auch der Parc Ela. Für ihn wurde im Januar das Betriebsgesuch in Bern eingereicht. Womöglich erhält der Park das Label noch diesen Sommer.

Oft sind die Parks die letzte Hoffnung für die Regionen

Die Regionen sehen in so einem Park oft ihre letzte Hoffnung. «Das öffentliche Leben in vielen unserer Gemeinden ist gefährdet», sagt Remo Fehr, Leiter des Amts für Natur und Umwelt des Kantons Graubünden. «Es existieren, ausser eines Parks, kaum Möglichkeiten, die Abwärtsspirale aufzuhalten. Deshalb unterstützt die Regierung von Graubünden auch den Parc Ela, obwohl wir alle noch nicht wissen, ob er tatsächlich etwas bringt.» Bruno Salis weiss, dass die Hoffnungen, die er und all die anderen in den Parc Ela setzen, nur in Erfüllung gehen, wenn alle mitmachen. «Der Park bietet den Rahmen, die Eigeninitiative muss von uns kommen.»

Deshalb anerkennt der Bund auch nur Pärke, die auf regionalen Initiativen beruhen und von der lokalen Bevölkerung in Gemeindeabstimmungen abgesegnet wurden. Nur: «Den meisten Leuten hier ist der Park egal», sagt Salis. «Sie bewegen sich nicht, machen nichts draus.» Es brauche einen Mentalitätswandel – weg von dieser Fixierung ausschliesslich auf den Wintertourismus, der von externen Leuten finanziert wird und Geld in die Täler bringt, ohne dass die Einheimischen einen Finger krümmen müssen.

Die Einheimischen animieren, Ideen für den Park zu entwickeln – das sei jetzt, sagt Salis, seine Aufgabe und die des Vereins. Damit der Leitsatz «Wir sind der Park!» keine hohle Floskel bleibt. Es gibt bereits die Vogelexkursion mit anschliessendem Bauernfrühstück oder die traditionelle Schafschur in Savognin, verschiedene Themenwege, auch ein Label für Produkte aus dem Ela-Gebiet gibt es. Aber, meint Salis, noch vieles mehr wäre möglich.

Savognin, ein Wohnzimmer mit alten Holzmöbeln und Specksteinofen: Will man begreifen, warum die Bevölkerung bisher zurückhaltend auf den Park reagiert, findet man hier, bei Astrid Thurner, am ehesten Antworten. Die 57-Jährige betrieb lange ihre eigene Drogerie im Dorf. Diese leitet jetzt ihr Sohn. Sie ist eine erfrischende Frau mit sportlichem Kurzhaarschnitt. Und sie kann viel erzählen über die Ängste der Einheimischen vor dem Parc Ela. Als Mitglied des Gemeindevorstands von Savognin erlebte sie die Gemeindeabstimmungen im Herbst 2010 hautnah mit. Es ging damals um die Wurst: Mindestens 15 der 21 Gemeinden mussten dem Parkvertrag zustimmen, so die Vorgabe des Bundes. Der Vorstand von Savognin empfahl damals seiner Bevölkerung ein Nein. Letztlich haben die Savogniner und weitere 18 Gemeinden – «zum Glück» – Ja gestimmt, aber es sei eine Zitterpartie gewesen, sagt Astrid Thurner. «Man fürchtete, so ein Naturpark schaffe zusätzliche gesetzliche Auflagen, die den Bau von neuen

Infrastrukturen verbieten würde. Keine neuen Skilifte, Hotels, Strassen, das war unsere Angst.» Eine unbegründete Angst, der Naturpark bringt keine neuen Gesetze mit sich. Aber die Angst vor wirtschaftlichem Stillstand ist auch jetzt noch da, hat sich eingenistet in den Köpfen. «Die Skepsis ist gross», sagt Thurner.

Dieses kritische Abwarten der einheimischen Bevölkerung ist für Giatgen-Peder Fontana nichts anderes als Lethargie. Er bezweifle, ob der Park in so einer Atmosphäre seine Erneuerungskraft entfalten könne. Fontana ist ein kleiner, runder Mann, der drei Tage pro Woche als Gemeindepräsident im Bergdorf Salouf lebt und die restlichen vier Tage im Unterland seinen Geschäften nachgeht. Er ist selbständiger Unternehmensberater. Das Gespräch mit Fontana findet in Zürich statt, zwischen zwei Terminen hat er sich ein Zeitfenster freigeschaufelt. Leise, aber bestimmt erklärt er, warum er nicht an den Parc Ela glaubt.

Giatgen-Peder Fontana findet den Park herzig

Er beginnt mit der Geschichte vom Dorfhotel, das er in Salouf plant. Über 40 leer stehende Liegenschaften gibt es in dem Dorf. Fontana möchte zusammen mit einem Grossinvestor die Häuser kaufen und zu Hotelzimmern umbauen. «Die Leute wollen aber nicht verkaufen, sie wollen, wenn überhaupt, ihre Häuser lieber selbst ausbauen und vermieten, jeder für sich allein.» Mit der Folge, dass weniger Geld zur Verfügung steht, alles länger dauert, weniger professionell ist. «Das schlägt sich auf die Qualität nieder, und das wiederum auf die Zahl der Gäste», sagt Fontana.

Diese Einzelinitiativen sind in seinen Augen das Problem, und für ihn ist der Parc Ela genau das: «Ein Haufen Einzelinitiativen und Kleininvestitionen, die nicht das Niveau bieten können, das nötig wäre, um viele Gäste in die Täler zu locken.» Fontana ist einer, dem vieles in Graubünden zu klein und zu behäbig ist. Damit der Sprung nach vorne in eine bessere Zukunft gelingt, braucht es seiner Meinung nach einen grossen Wurf beziehungsweise einen Grossinvestor, «am liebsten zehn Sawiris ». Einen für einen Golfplatz, einen für ein Wellnesshotel, einen weiteren für eine Flaniermeile mit teuren Boutiquen. Er sei nicht gegen den Park, sagt der Unternehmer, er fände ihn nur «jö, herzig!», nicht gross und mutig genug, um den Aufschwung zu erreichen.

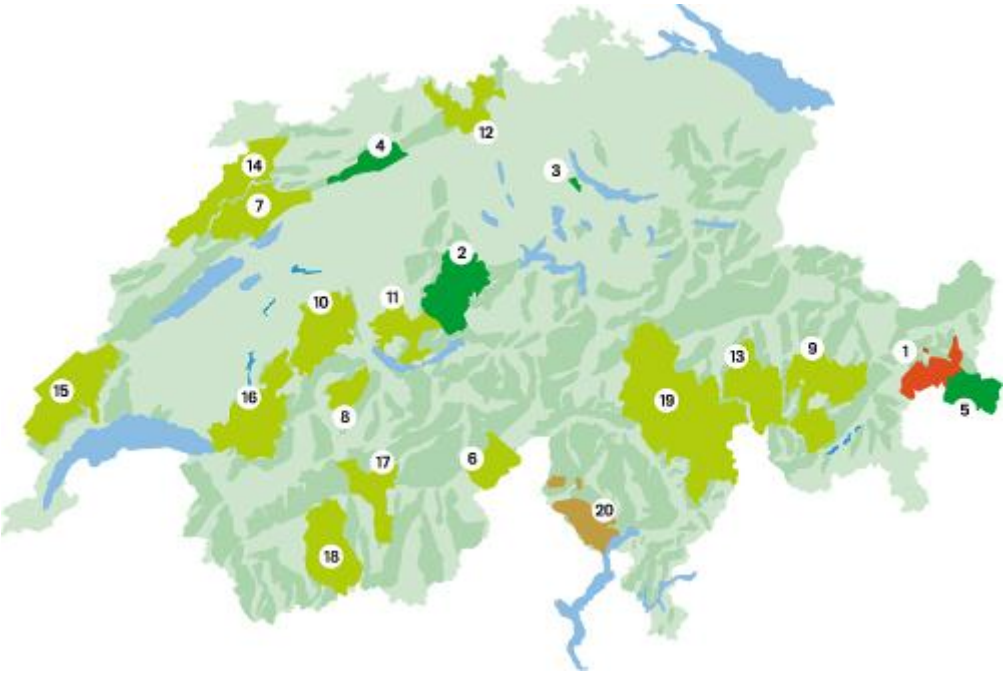
Sicher kann man sich fragen, ob Exkursionen zu balzenden Birkhühnern die Hotelbetten füllen. Andererseits gibt es Stimmen wie etwa jene von Theo Schnider, Direktor der Biosphäre Entlebuch, die vom Parkmodell mit seinem sanften Tourismus schwärmen (siehe Interview): «Unsere Region profitiert nachweisbar, durch das Reservat generieren wir jährlich zweieinhalb Millionen Franken.» Dann sagt Schnider noch etwas, das in der ganzen Diskussion um den Parc Ela untergeht: «Es braucht halt einfach Zeit.»

Texte Yvonne Staat / Bilder Paolo Dutto

So gross wie Glarus

Der Park hat seinen Namen vom Piz Ela, der zwischen dem Albula- und dem Surses-Tal thront. Mit seinen 600 km² ist er etwa gleich gross wie der Kanton Glarus. Ein Drittel der Parkfläche ist weitgehend unberührte Natur. Berühmtestes Bauwerk ist die Albulabahn, die dank ihrer Viadukte und Kehrtunnels seit 2008 zum Unesco-Weltkulturerbe zählt. Auch geologisch ist die Region einzigartig: Der tektonische Übergang eines Kontinents in den Ozean — normalerweise unter dem Meeresspiegel — wird hier sichtbar. Insgesamt gibt es im Parc Ela 1080 Kilometer Wanderwege.
Mehr Infos: **www.parc-ela.ch**

schweizer Pärke



Bis heute erster und einziger Schweizer Nationalpark

1. Schweizerischer Nationalpark GR (seit 1914)

Park von nationaler Bedeutung

2. Unesco Biosphäre Entlebuch LU (Biosphäre seit 2001, Regionaler Naturpark seit 2008)
3. Wildnispark Zürich Sihlwald ZH (Naturerlebnispark seit 2009)
4. Regionaler Naturpark Thal SO (seit 2009)
5. Biosfera Val Müstair GR (Biosphäre und Betrieb Regionaler Naturpark seit 2010)

Kandidat als Park von nationaler Bedeutung

6. Landschaftspark Binntal VS
7. Parc régional Chasseral BE/NE
8. Regionaler Naturpark Diemtigtal BE
9. Parc Ela GR
10. Regionaler Naturpark Gantrisch BE/FR
11. Regionaler Naturpark Thunersee-Hohgant BE
12. Jurapark Aargau
13. Naturpark Beverin GR
14. Parc naturel régional du Doubs NE/ JU/BE
15. Parc naturel régional Jura vaudois VD
16. Parc naturel régional Gruyère Pays-d'Enhaut FR/VD
17. Naturpark Pfyn-Finges VS
18. Parc naturel Val d'Hérens VS
19. Parc Adula GR/TI (Errichtung Nationalpark)

Laufendes Gesuch für die Errichtung eines Parks von nationaler Bedeutung

20. Parco nazionale del Locarnese TI

Die Strategie des Bundes

Im Dezember 2007 trat das revidierte Natur- und Heimatschutzgesetz in Kraft. Es legt die rechtlichen Grundlagen für die Pärke von nationaler Bedeutung fest und unterscheidet drei Kategorien:

Nationalpärke bieten in den Kernzonen unberührte Natur, in den Umgebungszonen naturnah bewirtschaftete Kulturlandschaft mit Dörfern und touristischen Gebieten.

Regionale Naturpärke wie der Parc Ela sind teilweise besiedelte, ländliche Gebiete, die sich durch hohe Natur- und Landschaftswerte auszeichnen (etwa Arten- und Biotopvielfalt oder intakte Ortsbilder). Es wird einiges getan, um diese Güter zu erhalten, aber auch um sie wirtschaftlich zu nutzen, etwa durch naturnahen Tourismus.

Naturerlebnispärke bieten in ihrer Kernzone störungsfreien Lebensraum für Pflanzen und Tiere und in deren Umgebung Naturerlebnisse für Städterinnen und Städter. Sie sind höchstens 20 Kilometer vom Zentrum einer Agglomeration entfernt und gut mit dem öffentlichen Verkehr erreichbar.

Der Bund verleiht einem Park, wenn er die Anforderungen erfüllt, das Parklabel und gewährt den Kantonen Finanzhilfen für die Errichtung, den Betrieb und die Qualitätssicherung. Neben dem Erhalt der Natur, der Tier- und Pflanzenvielfalt geht es dem Bund in seiner Parkstrategie auch um eine «nachhaltige wirtschaftliche Regionalentwicklung» und — durch die Mitwirkung der lokalen Bevölkerung — um eine «neue regionale Identität und eine langfristige gesellschaftliche Perspektive».

«Es kommen eindeutig mehr Touristen»

Die lokale Bevölkerung reagiert oft mit Skepsis auf die Gründung eines Naturparks. Warum das so ist und wie man auch Zweifler überzeugt, erklärt Theo Schnider, Direktor des Unesco-Biosphärenreservats Entlebuch.

Theo Schnider, die Biosphäre Entlebuch ist seit 2008 auch ein regionaler Naturpark. Gab es Anfangsschwierigkeiten des Projekts?
Die Anfangsschwierigkeiten gehen auf die Jahre 2000 und 2001 zurück, als die Region Entlebuch zum Unesco-Biosphärenreservat wurde. Die Einheimischen hatten zunächst keine Freude daran, sie konnten sich unter einem Biosphärenreservat nichts vorstellen. Dasselbe galt für den Naturpark. Wir mussten den Leuten genau erklären, welches die Chancen für die Region sind. Erst wenn sie diese sehen, nehmen sie das Heft selbst in die Hand. Wir haben unendlich viel diskutiert.

Kann die Errichtung eines Parks auch schiefgehen?
Den grössten Fehler, den ein Parkmanagement begehen kann, ist, alles von oben zu instruieren. Dann pflanzt sich der Geist des Parks nicht in den Köpfen der Leute weiter, sie bleiben passiv, nichts verändert sich. Das Management muss langfristig denken, ein solcher Mentalitätswandel braucht Zeit.

Wie haben Sie die Einheimischen dazu gebracht mitzumachen?
Wir haben Pionierbetriebe eruiert und diese gefördert, Menschen, die offen für Neues sind. Das kann ein Käser sein, der seinen Käse mit dem neuen Produktelabel des Parks versieht. Oder ein Bauernhof, der Führungen für Gäste anbietet. Wenn die anderen sehen, dass das Erfolg hat, ziehen sie nach. Dank des Parks und des Reservats haben sich viele Leute von alten Denkmustern, die von der Subventionspolitik des Bundes geprägt waren, gelöst. Es herrscht ein spürbar anderer Geist in der Region als noch vor zehn Jahren.

Hat die Region vom Park und vom Reservat auch wirtschaftlich profitiert?
Jährlich generiert die Region rund 2,5 Millionen Franken Wertschöpfung durch das Reservat. Neue Arbeitsplätze sind entstanden, inzwischen beschäftigen wir gegen 40 Teilzeitexkursionsleiter. Es kommen eindeutig mehr Touristen. Die Nutzung des öffentlichen Verkehrs hat sich in den letzten Jahren verdoppelt. Einheimische haben begonnen, in ihre Betriebe zu investieren.

Die Parkstrategie des Bundes ist also ein Erfolg?
Das wird sich zeigen. Auf Teufel komm raus möglichst viele Pärke in der Schweiz zu haben finde ich eine falsche Strategie. Wir können nicht alle Regionen gleich wettbewerbsfähig und aus jeder wirtschaftsarmen Region einen Park machen. Zudem müsste der Selektionsprozess, wo ein Park sinnvoll ist und wo nicht, in den Regionen stattfinden und nicht beim Bund mit seinem bürokratischen Apparat. Bürokratie ist ein Innovationskiller und führt zur Uniformierung der Angebote. Die Arbeit wird durch den Einfluss des Bundes kompliziert, unmenschlich und unpersönlich.

© Migros-Magazin

Was ein Park erfüllen muss
Der Nationalpark im Unterengadin, die (regionalen) Naturpärke und die Naturerlebnispärke erfüllen ganz unterschiedliche Anforderungen an Bewirtschaftung oder Grösse, die der Bund vorgibt und kontrolliert.
Das Bundesamt für Umwelt (BAFU) gibt die Bedingungen vor, damit eine Parkregion in der Schweiz eines der drei Labels erhält. Und das ist, sobald sich mehrere Gemeinden und die Mehrheit der Bevölkerung dafür entschieden haben, in ihrem Interesse. Denn erstens kann sich ein Park erst durch das Label schweizweit oder touristisch darüberhinaus als Region von natürlicher und landschaftlich ausserordentlicher Qualität in der Öffentlichkeit präsentieren. Und zweitens erhalten die akzeptierten Pärke auch staatliche Unterstützung für die Errichtung und teils den Betrieb eines Parks. Das Label muss übrigens alle zehn Jahre wieder bestätigt und damit vorab überprüft werden.

Beim Blick auf die Schweizer Pärke-Karte fällt auf, dass vor allem Regionen in grösserer Distanz zu den touristischen Hauptattraktionen und den grösseren Ballungsräumen das Parklabel und seinen Nutzen über die Einschränkungen bei der Bewirtschaftung von Kulturland stellen, die mit den Vorschriften einher gehen. So etwa in der jurassischen Doubs-Region oder beim Chasseral oder auch im Diemtigtal oder am Gantrisch 8beides im Bernischen). Doch in einigen Regionen mit Park-Kandidaturen entstanden in den letzten Jahren auch regelrechte Streitigkeiten in der Bevölkerung, oft (aber nicht nur!) zwischen Touristikern und Bauern, ob der Nutzen denn allfälligen Verzicht mindestens aufwiege. Speziell im Tessin, Graubünden oder Teilen des Berner Oberlands oder Wallis war dies der Fall. Speziell, wenn touristisch stark genutzte Regionen in unmittelbarer Nähe zur geplanten Parklandschaft liegen, so wie die Ela-Region am Oberengadin.

Doch welches sind überhaupt die wichtigsten Bedingungen des Bundes für die drei Labels? Die Übersicht:

Nationalpark
Fläche der Kernzone: 100 Quadratkilometer in den (Vor-)Alpen, 75 im Jura oder der Alpensüdseite oder 50 im Mittelland. Die Fläche der Umgebungszone muss in einem vernünftigen Verhältnis dazu stehen.
Weiter sind in den strengen Anforderungen für die Kernzone enthalten:

- Stark eingeschränkte menschliche Aktivität respektive Produktion
- Geregelte (nicht generell freie) Zugänge zum Gelände für Besucher
- Ausser bei Gesundheitsrisiken für die Fauna ist Jagd generell verboten
- Generell freie / ungestörte Entwicklung der Natur

Die Umgebungszone sollte als Puffer die Kernzone üblicherweise ganz umfassen. Sie ist primär Lebens und auch Arbeitsraum der ansässigen Bevölkerung, jedoch klar Prinzipien des nachhaltigen Umgangs mit Ressourcen verpflichtet.

Regionale Naturpärke
Fläche: Die Gesamtfläche beträgt generell mindestens 100 Quadratkilometer, es gibt keine Unterteilung in Zonen.
Es handelt sich um ein oft auch dicht besiedeltes ländliches Gebiet, das sich allerdings durch hohe Natur- und Landschaftswerte auszeichnet und dessen Anlagen und Bauten sich in

Landschafts- und Ortsbild passend einfügen.
In der Regel prägt einen Naturpark regionaler Bedeutung ein thematischer Schwerpunkt, der von sozio-ökonomischen Aktivitäten begleitet wird. Biosphären-Reservate wie im Entlebuch oder künftig auch im Val Müstair (GB) sind eine Sonderform des regionalen Naturparks. Regionale Naturpärke beinhalten jedenfalls jeweils das ganze Gemeindegebiet (Perimeter) und befinden sich fast immer ausserhalb eines grösseren Agglomerationsraumes.

Naturerlebnispärke
Fläche: Ein Erlebnispark muss in der Kernzone (hier gibt es die Unterscheidung wieder) bloss mindestens vier Quadratkilometer gross sein, seine Übergangszone sollte nochmals mindestens halb so umfangreich sein.
Sie sollten gerade in nächster Nähe zu Ballungsräumen (wie etwa der Sihlwald südlich von Zürich) im Mittelland Tieren und Pflanzen ungestörte Lebensräume bieten. Und die Übergangszone dient hier nicht nur als Puffer, sprich Schutzraum für die Kernzone, sondern gerade hier sollen wertvolle Begegnungen von Besuchern mit Naturerlebnissen geboten werden, selbst wenn diese teilweise künstlich vorbereitet und vermittelt werden.
In der Kernzone gilt:

- Keine Bewirtschaftung, Jagd oder Fischerei
- Kein Mitführen von Hunden oder andern Haustieren

... und allen gemeinsam
Es gibt auch übergeordnete Ziele, die das BAFU für jede der drei Kategorien als verbindlich erklärt, auch wenn diese meist weniger mess- oder einfach beurteilbar sind:

- Beibehaltung eines (möglichst) ursprünglichen Charakters
- Reichtum an Natur- und Landschaftsmerkmalen (etwa Vegetationstypen)
- Das Gebiet verfügt über bestimmte Flächen, die bereits im Inventar schützenswürdiger Landschaften von Kantonen oder Bund auftauchen
- Ortschaften in den Naturpärken oder der Umgebungszone eines Nationalparks haben ihren traditionellen landschaftlichen und v.a. historischen Charakter weitgehend bewahrt.

NOCH MEHR INFOS
Die detaillierten Anforderungen des Bundes an die verschiedenen Park-Kategorien

rem

© Migros-Magazin